

BILDANSICHTEN

Aufenthaltsräume der Sehnsucht

Jean Béraud: «La Lettre». Von Martin R. Dean

Das 1908 von Jean Béraud gemalte Bild «La Lettre» führt uns eine bekannte Situation vor Augen, in der ein Mann und eine Frau in einem Bistro sitzen, er Löcher in die Luft starrt und sie mit jemandem kommuniziert. Die Konzentration, mit der sie einen Brief oder ein Tagebuchnotat verfasst, zieht das Licht ganz auf sie und lässt den Mann zur nebensächlichen Figur werden. Ihre Innigkeit zaubert ein nach innen gekehrtes Lächeln in ihr Gesicht, vielleicht erinnert sie sich an eine länger zurückliegende Begebenheit ihres Lebens. Müsste das Bild heute gemalt werden, würde die Frau wohl in ein Handy tippen. Dabei beflusst sie sich der damals den Frauen erst seit hundert Jahren zustehenden und gebräuchlichen Kulturtechnik des Schreibens, bei der es nur einen graduellen Unterschied macht, ob der Adressat ein Ausenstehender oder sie selber ist. Wer selber noch Briefe schreibt, erhalten hat oder Briefe anderer liest, der weiss, dass auch Briefe Teil eines unentwegten Selbstgesprächs sind, bei dem das Innere des Schreibenden zur Ausbildung und zum Ausdruck kommt.

Mit der Kultur des Briefe- und Tagebuchschreibens erschuf sich die aufkommende bürgerliche Gesellschaft einen Innenraum, der ihr den Verzicht auf das Ausleben der Wünsche wie das Erreichen politischer Ziele versüsste. Die Herzensschriften dienten nicht nur der romantischen Vergrösserung der Sehnsucht, sie blieben immer auch Austausch des Subjekts mit sich selber. Der Höhepunkt dieses Prozesses in Europa gipfelte im Begriff der «deutschen Innerlichkeit», die in Nietzsche und Thomas Mann zwei ihrer erbittertesten Kritiker fand. Beide monierten den von der Öffentlichkeit abgesetzten, opaken Charakter dieser Innerlichkeit. Während Nietzsche das Auseinandertreiben des Innern vom Äusseren, die fehlende gegenseitige Durchdringung beklagte, stellte Thomas Mann den reaktionären Bodensatz, den die Innerlichkeit in der Folge von Luther zur Zeit der deutschen Romantik erhielt, heraus. Formlosigkeit, in diesem Falle auch Mangel an Kommunikation, führte zu jener unheilvollen «schwächlichen Schwärmerei», deren Anteil Thomas Mann an den von Deutschen verursachten Greueln nicht zu klein veranschlagte.

Nietzsche und Mann haben den französischen Formwillen gegen diese amorphe deutsche Innerlichkeit in Anschlag gebracht. Unser Bild zeigt ein französisches Bistro, in dem die Innerlichkeit, in die sich die Schreibende zurückzieht, vielleicht nur eine Gesprächspause oder einen Seufzer lang dauert. Ein halbes Jahrhundert später nutzten Jean Paul Sartre und Simone de Beauvoir die Halböffentlichkeit des Café Flore für ihre Arbeit. Kaffeehäuser in Frankreich und in Österreich haben Innerlichkeit als Stauraum der Affekte stets durchlässig gemacht, eine Tradition, die es weder in Deutschland noch in der Schweiz gab.

Bérauds Gemälde führt den Rückzug des Individuums als gestohlenes Glücksmoment der Innerlichkeit vor. Dass der Mann sich die Introspektion



Jean Béraud: «La lettre». 1908, Öl auf Holz (45,7 × 37,2 cm).

SOTHEBY'S / AKG

mit Stift und Papier versagt und nur Rauch ausstösst, trennt ihn von der Frau. Daran bleibt bis heute gültig, dass Frauen die besseren Kulturtechnikerinnen der Innerlichkeit sind und das eigene Leben ihnen näher und verfügbarer ist.

Hundert Jahre von diesem gestohlenen Glücksmoment entfernt ist heute derjenige, der sein Leben, mangels einer Kultur der Diaristik, auf Facebook dokumentiert. Mailwechsel zielen weniger auf Selbstreflexion als auf Kommunikation.

Nicht nur fehlt der Mail die Materialität des Briefes, ihr geht auch das kulturbildende Moment der Verzögerung ab. Die elektronische Botschaft enträt jener Intimität, die dem handgeschriebenen Brief oder Tagebuch eignet. Es gewichtet Subjektivität um und verlagert sie von innen nach aussen. Adorno sah im Geschriebenen die Möglichkeit, Erfahrenes zu objektivieren. Die Frau in Bérauds Bild ist nicht «connected», sie kann Erlebtes bedenken, und sie kann auf Antwort warten. Und in

dieser Wartezeit wird sie sich gewiss die Antwort schon ausmalen, erträumen und ausphantasieren.

Weniger kulturpessimistisch liesse sich sagen, dass auch die elektronische Niederschrift Erfahrungen ermöglicht, die jedoch weniger «Innenraum» herausbilden, da sie immer schon Teil einer Aktion sind, die den Schreiber mit anderen verbindet. Einiges spricht dafür, dass die bohémehafte Melancholie, die aus Bérauds Bild spricht, zusammen mit dem (halböffentlichen) Brief- und Tagebuchschreiben der Vergangenheit angehört. Die Aktion und nicht mehr die Reflexion ist zum grundlegenden Modus des Subjekts der Gegenwart geworden. Der Affekt, das Ressentiment, auch die Wut – sie drängen zur Aktion. Aktion hebt die Differenz zwischen dem Symbolischen und dem Realen auf. Davon erzählen nicht nur unzählige Gegenwartsfilme, sondern zuletzt auch der Terror wenig verinnerlichter Religionsfanatiker.

Tagebücher verfolgen die «Linie des eigenen Lebens» (Max Dessoir). Das Tagebuch und der Brief bedeuten nicht nur sprachliches Reagieren auf die Realität, sondern stiften auch Zusammenhang und Sinn von Erinnerungen, die sonst disparat blieben. Wer aber schreibt, wenn kein Tagebuch und kein Briefwechsel die Irrtümer des Gedächtnisses aufhebt, dereinst unsere Lebensgeschichten? Wie gelangen wir in tiefere und komplexere Schichten des Erlebten, wenn keine sprachliche Objektivierung uns den Reflexionsraum eröffnet? Identität setzt sich aus den Augenblicken zusammen, in denen man sich seines Selbst innewird. Sie beschreibt ein bürgerliches Subjekt, das sich über Lebensgeschichten und deren Wertung definiert. Die diversen elektronischen Sites, auf denen Biografeme heute und in Zukunft abgelegt werden, versprechen eine weniger homogene, disparatere und auch multiplere Identität.

Die neueste App, «1Second everyday», nimmt den Gedanken, dass jeden Tag etwas Besonderes festgehalten werden muss, auf ihre Weise auf. Die mit dieser App umgesetzte Idee, jeden Tag mit dem Handy eine Sekunde seines Lebens aufzunehmen, verzichtet dabei auf jede Strukturierung. Wer jeden Tag die wichtigste Sekunde dokumentiert, hat nach dreissig Tagen bereits einen Videoclip des eigenen Lebens von einer halben Minute. Man wird wohl, einmal darauf trainiert, jeden Tag mehr als nur eine Sekunde aufnehmen wollen; tendenziell möchte man damit auch die Lücken, Aufenthaltsräume unserer Sehnsüchte, schliessen. Das ganze Leben auf Youtube – die Möglichkeit dazu würde die Vorstellung von dem, was unser Leben ist, radikal umstülpen.

Blicken wir mit dieser Entfernung auf Bérauds Bild zurück, wird es uns seltsam fremd. Das Glück im Gesicht der Frau? Wie vergänglich!

Martin R. Dean lebt in Basel. Im März 2015 erscheint sein Essayband «Verbeugung vor Spiegeln» im Verlag Jung und Jung.

Die Welt in Mundart

Klangspiel und Schweizer Befindlichkeit: Dialekttexte von Pedro Lenz, Achim Parterre und Stefanie Grob

Martina Läubli · Die Schweizer Mundart hat längst die Schrift erobert. Der Eigenwille des Dialekts herrscht nicht nur in den Millionen von digitalen Kurznachrichten, die hierzulande täglich getippt werden, sondern auch in der Literatur. Die Dialektliteratur ist so lebendig wie seit ihrer Blütezeit in den sechziger Jahren nicht mehr. Die gegenwärtig zu entdeckenden Stimmen stammen meist aus der Spoken-Word-Szene. Ihre kurzen Texte entfalten ihre Wirkung zuerst einmal auf der Bühne, sie jonglieren mit dem Klang, mit Reihung und Reibung von Wörtern und arbeiten oft mit humoristischer Überzeichnung von Sprechweisen. Dies gilt zumal für die Berner Autoren Pedro Lenz, Achim Parterre und Stefanie Grob, deren neue Dialekttexte es nun in Buchform zu lesen gibt.

Pedro Lenz, der «Rockstar des Dialekts», wie ihn «L'Hebdo» einmal nannte, hat ein genaues Ohr dafür, wie Leute sprechen. Sätze, die Menschen einfach so dahinsagen, Alltagsfloskeln oder Redewendungen vermag Lenz ganze Erzählungen abzulauschen. Viele der im Band «Radio» versammelten Kurzgeschichten handeln von Redesituationen. Da sitzt ein Paar im Zug von Bern nach Olten. Die Frau bemerkt: «Lueg Fredi, Wynige!» Der Mann antwortet lächelnd: «Ou jo, Wynige.» Mehr sagen sie nicht. Und gerade deswegen gerät der Erzähler ins Sinnieren, «was es ächt mit däm cheibe Wynige genau uf sech het». Oder eine Verkäuferin in einem Radiogeschäft mahnt: «Buebe, tüet mit den Ouge luege, nit mit de Finger!» Dieser Satz katalysiert den Erzähler und mit ihm wohl viele Leser

zurück in die eigene Kindheit. Die Zurechtweisung neugieriger Kinder hat die Zeit überdauert. Wie hingeworfene Worte unvorhergesehen wirken können, zeigt die Erzählung «Füum». Ein Sohn zieht seiner Mutter im Gartenrestaurant den Stuhl weg, sie fällt zu Boden. «Das hätt me jetz söue füume!», sagt der Vater. Sein Satz bleibt bedrohlich über der Familie hängen.

Pedro Lenz' Erzählungen sind Exerzitien der Alltagsbeobachtung. In immer gleicher Kürze – die Erzählungen wurden als «Morgengeschichten» auf SRF 1 ausgestrahlt und dürfen nicht länger als zwei Minuten dauern – skizzieren sie Situationen und Gespräche. Ausgangspunkt ist das Naheliegende, eine Fahrt im Zug, ein Gang zum Kiosk, eine Begegnung auf der Strasse. Konflikte, Biografien und Sehnsüchte blitzen darin nur kurz auf. Dass die Radiogeschichten dennoch kaum je banal wirken, liegt an der Präzision von Lenz' Sprachbeobachtung. Seine in Oberraargauer Mundart verfassten Dialoge sind authentisch, knapp und klangvoll; sie sind eben keine Protokolle des Mündlichen, kein «Gliir», sondern eine vom Mündlichen inspirierte Kunstsprache.

Das Schweizerdeutsche kennt zahlreiche regionale Ausprägungen und keine schriftliche Normierung. Jeder Schreibende hat deshalb die Möglichkeit, seine eigene Sprache zu schaffen, an der Geruch und Klang des Lokalen haften. In seinem Erzählband «Im Sali» macht Achim Parterre die Fragen von Herkunft und lokaler Verbundenheit, die im Dialekt stets mitklingen, explizit zum Thema.

Seine «Heimatgeschichten» sind eine Fundgrube der Schweizer Alltagskultur. Sie erzählen von Zugehörigkeiten und kleinräumigen Biotopen, von Schrebergärten, einer Fahrt auf dem Bügellift, einem Velorennen durchs Quartier, von einem Urner Äpler, der sich mithilfe von Wandtäfer aus Fichtenholz im aargauischen Kolliken eine neue Heimat schafft.

Mit einer Umsiedlung ist auch die Grossmutter, die in mehreren Erzählungen auftaucht, konfrontiert. Das Altersheim als neuen Lebensort macht sie sich pragmatisch und lebensklug zu eigen. Am «Spiunamittag» legt sie die Spielregeln jeweils zu ihren Gunsten aus: «Gsech itz! Das UNO isch doch no ganz es glatts Spiu!» Wie bei Pedro Lenz stehen auch bei Achim Parterre die «kleinen Leute» und ihre (oft unerfüllten) Lebensträume im Zentrum. Die Stärke des in Langnau im Emmental lebenden Autors liegt im Porträtieren; er charakterisiert seine Protagonisten plastisch und mit Zartgefühl, sei es der Kranführer, der jeden Tag allein in seiner hohen Kabine sitzt, oder der Jugendliche, der seinen geliebten, zu klein gewordenen Reportertermantel ungerne in die Altkleidersammlung gibt.

Während Parterre seine Geschichten als abgerundete Erzählungen komponiert hat, sind Stefanie Grobs Texte stärker performativ geprägt. Ihre in sechs «Auftritte» gegliederte Textsammlung «Inslä vom Glück» ist formal vielfältig und umfasst auch experimentelle Stücke wie lautmalersche Namensgedichte: «Lah los, Laslo, loss itz, las los / Los lah, Laslo, loos, Laslo lah das Lasso los.» Dem

Nonsens ist die Autorin durchaus nicht abgeneigt. In den Texten der Serie «Heit dir gwüsst?» häuft sie nutzloses Wissen an: «Heit dir gwüsst, dass äs hiesigs Ching täglich öbbä 400 Fragä steut?» Neben der Lust am Spiel macht sich auch Lust an der Parodie bemerkbar.

In bitterböser Rollenprosa nimmt Grob dünnleibige Badenixen, Büroangestellte, besorgte Mütter oder Schweizer Politiker aufs Korn. Deren Redeschwalle leben ebenso von der Überzeichnung wie von der Rhythmisierung. Mit den Mitteln sprachlicher Mimikry schlüpft Grob in die Haut ihrer oft unausstehlichen Figuren und streift sich verschiedene Dialekte über. Beim Zürichdeutsch glückt dies weniger als beim Mittelhochdeutschen. In der Geschichte «Von heilkündiglich brav Tütschen», die in «Switzer Landen» die «Matten und Verwuntenen» pflegen, bildet Grob die mittelalterlichen Klänge nach und kommentiert eine gesellschaftliche Aktualität in vermeintlich antiquierter Sprache. Die Texte in «Inslä vom Glück» verdanken ihre Vielfalt und Lebendigkeit ihrer Herkunft von der Bühne. Mit klanglicher sowie formaler Experimentierfreude erkundet Stefanie Grob die Möglichkeiten des Dichtens im Dialekt.

Pedro Lenz: Radio. Edition Spoken Script / Der gesunde Menschenversand, Luzern 2014. 200 S., Fr. 27.–.

Achim Parterre: Im Sali. Heimatgeschichten. Cosmos-Verlag, Muri bei Bern 2014. 126 S., Fr. 29.–.

Stefanie Grob: Inslä vom Glück. Edition Spoken Script / Der gesunde Menschenversand, Luzern 2014. 166 S., Fr. 23.–.